

## Die Epidemie

nach einer Erzählung von Felix Cabrera in: *La Puerta cerrada*, Editiones Holguin, 2010

Das erste Tor

Er kam in die Stadt wegen einer Angelegenheit seiner Frau. Es war eine schwierige Anreise. Als das Flugzeug auf der Piste aufsetzte, nachdem es diesmal nicht eine rechte Schleife zum Landen geflogen hatte, gab es Beifall der Touristen in der Vorfreude auf ein paar heiße Tage auf den weißen Stränden von Guadelavaca. Es war der Moment, auf dem er in 10 Stunden Flug gewartet hatte. Er zog sein neues Handy aus der Tasche und wühlte im Gewühl der Menschen, die zum Ausgang drängten, die Nummer seiner Frau. Er musste einige Augenblicke warten, bis sich Cubacentro auf dem Display zeigte. Es kam keine Antwort.

Die letzte Verbindung mit ihr

hatte er in der Wartehalle kurz vor dem Abflug in Frankfurt, nachdem alle Schleusen passiert waren. Aber hier beginnen schon die Fragen: War sie es, oder jemand anderer, der am anderen Ende ein paar fremde Worte flüsterte, bevor der Kontakt abbrach? An der Flugzeugtreppe strömte die heiße Luft der Karibik ins Innere. Auf dem Feld dirigierten Angestellte in kakifarbenen Uniformen die Reisenden an den langen Flügelenden vorbei, die aus aerodynamischen Gründen nach oben gebogen worden sind, wie die Schwanzfedern von Kondoren, die über den Anden ihre Bahnen ziehen. Mit den anderen Reisenden strebte er der großen Empfangshalle zu. Die Angst, die ihn jedes Mal befiel, wenn er sich in die Schlangen einreihete, die sich vor den Kabinen bildeten, war dem anderen Druck der Ungewissheit gewichen: Was ist mit seiner Frau?

Je näher er in der Schlange aufrückte,

einige Mal nach hinten verdrängt, weil kubanische Mamas mit ihren Kindern der Vortritt verschafft wurde, desto mehr verfiel er einer Betäubung der Sinne, eine Unempfindlichkeit des Schmerzes als Schutzmaßnahme der Natur gegenüber dem, was ihn erwartete. Würde man ihn wieder aussortieren, als einzigen von 300 in eine Ecke weisen, und nach einigem Palaver in die Maschine nach Hause setzen, in die gleiche, mit der er gekommen war? Aufgrund internationaler Abkommen waren ständig zwei Sitze für solche schillernde Typen wie ihn reserviert, die den Sicherheitsbehörden vieler Länder das Muster eines Menschen abgab, der die Rolle des geborenen Expatriierten darstellte: die fahrigten Bewegungen, der unstete Blick, was ihn verdächtig machte. Musste er erneut den Betrunknen spielen, der sich in der Maschine mit schottischem Whiskey hat volllaufen lassen, um für den Kapitän als untauglich für den Rückflug zu gelten, der damit drohte, in der Maschine zu randalieren und der den Touristen die letzte Laune verdarb nach einem verkorksten Urlaub mit viel Regen in der Sommerzeit? Musste er handgreiflich werden, um sich das Gefängnis auf der Insel wegen Widerstandes gegen die sozialistische Staatsgewalt einzuhandeln, was allemal besser war als die Rückführung ins ferne Europa, oder gab es doch ein Einsehen der strengen Richter, dass er nur das ein wollte, ein Wiedersehen mit seiner Frau, die am Ausgang auf ihn wartete.

Doch diesmal war alles anders.

Mit getrübttem Blick stellt er sich vor den Zöllner in der Kabine auf, die den Charme eines Stücks originaler DDR entströmt, das Gesicht gegen eine kleine Kamera gerichtet. La puerta cerrada, die verrammelte Pforte, nur ein Meter trennt ihn von ihr. Sie kann sich öffnen, sollte der Zöllner, Lenins Sicherheitschef Derschinski zum scharfen Regime verpflichtet, auf den Knopf drücken. Sie kann aber auch verschlossen bleiben, für immer, ohne eine Hoffnung auf Wiederkehr.

Er weiß aus Erfahrung, dass in der nächsten Minute das Klärende geschieht. Drückt der Zerberus seinen Stempel mit einem dumpfen aber nachdrücklichem Geräusch auf das Visum in den Pass oder schaut er wieder und wieder auf den Bildschirm, als wolle er nicht glauben, was sich seinen Blicken bietet: ein roter Balken über den Eintrag des Ausländers: Zugang verrammelt! Doch diesmal hat sich das Regime eine kleine Pointe einfallen lassen. Die Bürokratie erzeugt aus sich heraus die schönsten Überraschungen, die Geschichten einen anderen Verlauf geben. Eine Uniformierte mit vielen Balken auf den Schultern holt ihn aus der Kabine. Sie scheint das Ergebnis der Untersuchung gar nicht

abwarten zu wollen, sie will ihn gleich in die Ecke stellen, wie einen unartigen Schüler, der nachsitzen muss, um eine Lektion ein für allemal zu lernen:

Dieses Land ist verboten für dich! Wann wirst du deine Lektion endlich lernen?

Aber bevor er sich auf die neue, die endgültige Situation einstellen kann, dirigiert sie ihn in eine andere Kabine, in der eine junge Frau hockt, stellt sich hinter ihr und die Prozedur beginnt aufs Neue: Positur für die Kamera, geheimnisvolle Eintragungen hinter der nichteinsehbaren Barriere, kurze Kontrollfragen der hochdekorierten Domina, und langsam dämmert ihm die Erkenntnis, was seinen Blick wieder klarer werden lässt, dies alles dient zur Instruktion einer Lernenden, die Kommandierende hat ihn aus der Menge herausgefischt als interessantes Demonstrationsobjekt für ihre Schülerin.

Warum sind Sie nach Kuba gekommen?

Weil ich meine Frau liebe.

Die Tür geht auf, er schreitet hindurch in das großen Durcheinander der Koffer, die vom Band abgeladen werden, und trotz der Last um das ungewisse Schicksal seiner Frau schreit er die Umstehenden an. Er ist durch! Er hat es geschafft! Es werden die letzten Worte in seiner Muttersprache für die nächsten zwei Monate sein.

Vor dem Eingang des Flughafengebäudes wartet niemand auf ihn. Er drängelt sich durch die Menge, die ihre Dienste als Taxistas anbieten und fischt sich einen Vertrauenswürdigen heraus. Er hat sich entschieden, nicht im nahen Holguin in einer casa particular zu übernachten, um am nächsten Tag die Lage zu sondieren, sondern sofort los zu fahren zu dem Haus seiner Frau, das auch das seine ist. Es ist eine schweigsame Fahrt. Was gibt es auch zu sagen? Das Auto ist ein Lada 1500, Baujahr 1980, inzwischen ist ein Petroleummotor eingebaut, Spezialanfertigung aus Havanna, mit einem beruhigend klopfenden Geräusch. Der Chauffeur gibt die üblichen Anweisungen für illegale Fahrten. Sollte ein Polizist sie anhalten, womit in der Nacht nicht zu rechnen ist, ist er der Ehemann der Schwester seiner Frau. Als Einzelkind tut er sich schwer, Verwandtenverhältnisse aufzudröseln. Bis zu Verwandtschaftsgraden Eheleute oder Großeltern kennt er sich aus, aber der Ehemann der Schwester seiner Frau?

Am besten du schweigst, sagt der Chauffeur.

In der Tat. In diesem Land ist es für Ausländer am besten zu schweigen und keine Fragen zu stellen. Nach drei Stunden Fahrt begibt er sich in das Abenteuer der Straßen seiner Stadt. Die Häuser und Hütten im Zentrum lassen ihn gleichgültig. Im Laden der Bücherei brennt noch Licht. Er kauft ein Buch der Poesie.

La puerta cerrada. Die Tür ist verschlossen.

Auf dem Buchdeckel des Geschichtenerzähler Cabrera ist der Eingang einer ehemals prachtvollen Villa kubanischer Zuckerbarone dargestellt, so wie vieles in diesem Land dem Verfall preisgegeben. Notdürftig ist die Fassade des prunkvollen Portals mit rohen Baumstämmen gestützt, deren Schräge dem Gewölbe der Fassade etwas bedrohlich Auftürmendes verleiht, das über den Eintretenden einstürzen kann, wenn er den Schlüssel zum Paradies in das passende Schloss umdreht. Als sie sein Stadtteil erreichen, verfängt sich der rechte Hinterreifen in einem tiefen Straßenloch, das die schweren Lastwagen beim Bau des Staudamms hinterlassen haben. Der Chauffeur parkt den Wagen unter einer trübgelben Straßenlaterne, holt aus dem Kofferraum den Wagenheber, löst das Rad vom Wagen und macht die Bremsbacke frei, die sich in das Rad hineingefressen hat. Aus dem Dunkel tauchen einige Radfahrer auf mit kleinen Gesprächen, bevor die Dunkelheit sie wieder verschluckt.

Die Epidemie breitet sich durch die Stadt aus, man hat spezielle Säle im Krankenhaus eingerichtet, die ersten Toten hat es gegeben.

Was ist mit seiner Frau?

Zu Hause wird er mehr erfahren. Der steile Weg hinauf über die Gleise der Nickelbahn ist der schwerste. Mit Schwung muss der Lada die letzte Schwelle nehmen, die die Gleise verdeckt. Das Haus am Rande des Dschungels ist in Dunkel gehüllt. Es macht einen toten Eindruck, verwachsen mit der Vegetation, die der Hurrikan zu einem Dickicht verflochten hat. Neben dem bohio steht eine neue Hütte auf dem Platz des alten knorrigen Baumes, den der Hurrikan Sandy gefällt hat. Es sollte seine neue Schreibstätte sein, hatte seine Frau gemeint. Jetzt ist allein die Oma da. Nach der Verabschiedung des Chauffeurs steigt er den Pfad hinab. Von ihrem alten Haus ist das Dach abgedeckt, zerstört durch den Hurrikan, die Sparren ragen wie ein Gerippe in die dunkle Nacht. Sie ist in die kleine Hütte neben dem alten Haus umgezogen. Die Regierung lässt sich Zeit mit der Reparatur. Sie hat auf ihn gewartet. Mit Erstaunen erhält er ein Stück Papier, das sie zwischen den Fingern ihrer Hand knetet. Er entfaltet es. Es ist eine Botschaft seiner Frau: Die Stadt ist in Quarantäne.

Mit dem Schlüssel, den die alte ihm übergibt, geht er zur Hütte und öffnet die Tür. Im Dunkel tastet er sich von Lichtschalter zu Lichtschalter. Wo ist sie? Im Schlafzimmer, in der Küche, im Salon? 30 Stunden auf den Beinen. Ermüdet legt er sich ins Bett, begleitet von dem kurzen Gekläff des Hundes, der froh ist, wieder ein Herrchen zu haben.

Die Stadt ist in Quarantäne,

hört er am nächsten Tag und am übernächsten. Allgemeiner Belagerungszustand. Seine Frau ist im Krankenhaus, das keine Besuche erlaubt. Ihr Handy ist abgeschaltet, die einzige Verbindung, die er hat. Vielleicht ist es ihr auch inzwischen gestohlen worden, von einer der Zimmernachbarin. Er weiß nicht, wie es ihr geht, und niemand außerhalb des Krankenhauses weiß es. Zum ersten Mal dachte er an die Ironie, für einige Stunden in die Stadt zu gehen und sich der Epidemie auszusetzen.

Der Tod gibt dir ein Date an irgendeinem Ort, warum nicht dort?

### **Das zweite Tor**

Aber nicht um mit dem Tod ein Ständchen zu haben, muss er in die Stadt, sondern wegen der Einwanderungsbehörde. Das Passieren des Zolls am Flughafen war erst die erste TÜR. Die zweite ist die inmigración. Eine neue Hürde taucht auf: Die Stadt in Quarantäne. Was bedeutet das für Ausländer? Bisher hat die Regierung die Epidemie dem Ausland verschwiegen. Sie ist in einer Zwickmühle. Verwehrt sie Ausländern den Zutritt und Aufenthalt in der Stadt aus Angst um Ansteckung, macht sie die Epidemie zum Faktum. Erlaubt sie deren Aufenthalt, könnten sie sich anstecken mit dem gleichen Effekt. Dass er ohne Frau im Haus lebt, wird er verschweigen, falls es sich nicht bis zum allwissenden Innenministerium herum gesprochen hat. Ihm bleibt keine Wahl, als sich auf den Weg zu machen. Es sind zehn Kilometer bis zum Zentrum, die Straße folgt dem linken Steilufer, den der Fluss geschaffen hat. Überraschend kommt ein Bus vorbei. *Er springt auf die Stufen des Fahrzeugs und zwingt sich zwischen der schließenden Tür und einem Mann mit breiten Schultern in den Bus.*

*Du hast nicht bezahlt, herrscht ihn der Fahrer an.*

Eine Fahrt kostet 20 Centavos in Peso nacional, das sind umgerechnet 2 Cent. Aber wie konnte er seit gestern Nacht an Pesos kommen? Den illegalen Taxista zahlte er mit Pesos Convertible, die er zu Hause von seinem letzten Flug im Frühjahr noch vorfand und die entgegen ihrem Namen nicht in andere Währungen eintauschbar sind. Er steigt wieder aus und setzt zu Fuß seinen Weg fort. Die Sommerhitze steigt den Himmel hoch. Ein erbarmungswürdiger Anblick. Ein Gringo auf einer löchrigen Straße, die gestern dem Taxi ein Rad gekostet hat, zu Fuß in die Richtung der Epidemie. Er denkt in diesen Momenten an seine Frau, die in dieser Stunde gewöhnlich vor dem Tisch sitzt um zu essen, für sie heilige Momente, für ihn lächerliche. Und während die Sonne auf den Asphalt knallt und wie einen Hohlspiegel ihn ein Hitzebad aussetzt, *denkt er mit Zärtlichkeit, wie sie betete mit dem*

*Oberkörper über den Tisch gebeugt und das Gesicht zwischen den Händen.* Was macht sie jetzt im Krankenhaus, das für ihn unerreichbar ist? Hat sie das Gesicht zwischen ihren Händen verborgen, um den Gestank an Urin, Blut wegzubeten, vermischt mit der Caca, die ihre feste Konsistenz verloren hat um sich zu einer bedrohlichen Körperflüssigkeit zu wandeln, die wässrig den Körperzellen entrinnt, ist sie in Gedanken an ihren Mann, von dem sie nichts weiß. Ist er im Lande? Hat er die Hürden überwunden? Was macht er ohne sie in der Immigration?

Er sitzt vor dem Mann

und reicht seine Dokumente über den Tisch, die Krankenversicherung, den Pass mit dem vorläufigen Visum der Berliner Botschaft, die Wertmarke, die auf das Papier der Administration geklebt wird, nachdem er sie in der Bank für Sparkapital und Kommerz eingekauft hat, nicht zu vergessen seinen Flugschein, ein Stück bedrucktes Papier seines Reisebüros, das den Rückflug dokumentiert. Der Mann nimmt die Papiere mit einem Lächeln entgegen, das er noch nie in seinem Gesicht gesehen hat. Er schaut auf den Präsidenten der Republik an der Wand, der unter einem billigen Strohhut mit breiter Krempe, wie ihn die Kleinbauern tragen, das Bild eines kleinen argentinischen Krämers eines Konsumladens in Rosario, 350 Kilometer nördlich von Buenos Aires in der Pampa. Je mehr der Offizier des Innenministeriums ein Papier nach dem anderen ausgefüllt zur Seite legt, entspannt sich sein Körper – ojalá – und als der Mann am anderen Ende des Tisches von einer kleinen Rolle einen Streifen abreißt, diesen ausfüllt und mit der Zunge ablenkend in seinen Pass klebt, weiß er, die zweite Pforte hat sich geöffnet, der Albtraum fällt von ihm ab, und er kann hinaus treten in den heißen Tag der Stadt in der Quarantäne.

Eine Stadt im inneren Belagerungszustand.

Leer sind die Straßen. Verschwunden sind die privaten Geschäfte und Geschäftchen, die mit fliegenden Ständen der Planwirtschaft ein menschliches Gesicht geben wollten. Doch die wiedergewonnene Hegemonie des Staatlichen hat ihr Gutes. Der Bäcker bäckt sein Weißbrot mit dem reinen Weizen des Mittleren Westens und wartet nicht vergebens auf die Morgenfracht. Das Mehl verschwindet nicht in den Schwarzmarkt der privaten Pizzabäcker, mit dessen klebriger Kleie und Püree sich das Volk den Magen zukleisterte. Nicht dass man auf Symbolik verzichtet. In großen Plakaten werden über Maßnahmen informiert, wie man der Epidemie entgehen kann. Händewaschen ist angesagt, und um der Theorie den Unterbau zu geben, sind vor den noch offenen staatlichen Geschäften auf Tischen zwei Schüssel gestellt. Es hat alles seine Ordnung. Über der eine hält man seine Hände, die aus einer Kanne mit Wasser begossen werden, über der anderen wird ein Desinfektionsmittel ausgeschüttet, mit dem man seine Hände kräftig wringt. Von einem Schwarzhändler kauft er drei Tabletten, die helfen sollen. Die Gefahr eines spekulativen Leerkaufes (Viagra!) erscheint ihm geringer als der mögliche Erfolg. Bevor er zu seinem barrio am Rande der Stadt geht, deckt er sich mit der ersten Rate an Essen ein: Reis, tiefgefrorenes Hühnchen, Salza, ein schmutzig rotes Gemisch aus Tomatencreme und undefinierbaren Gewürzen, Öl.

Allein in dem Haus.

Die Mutter, die Schwester mit ihrem Baby, die Brüder lassen sich anfänglich nur kurz sehen. Dem Ausländer allein zu begegnen ohne die vermittelnde Präsenz seiner Frau, bereitet ihnen vorerst ein ängstliches Befremden, das sie schnell ablegen. Sie lernen, dass dieser Menschen von einem anderen Stern, der ohne Frau noch ferner scheint, als er zuvor war, allein für sich nur Mensch ist. Er wohnt sich rasch ein. Es ist wie auf der Wildenseehütte im Toten Gebirge, auf die er sich sommers wie winters als Selbstversorger wochenlang verkroch, um seine von der Arbeit geschundene Seele auszuheilen. Er steigt den lichten Wald hinauf, bis in einer baumlosen Mulde die Giebelfront der Hütte hervorleuchtet, mit frischen gelben Farben auf das rissige Holz im Kontrast zu den grünen Fensterläden. Karg hielt es seine Frau mit den Blumen im Garten. Zwei Rosensträucher, die den Hurrikan überlebt haben, stecken ihre Blüten bis in die Fenster hinein.

Er tut das, was er schon immer tun wollte,

aber in der Anwesenheit seiner Frau nicht wagte: die Umgebung von Ungeziefer säubern, in Zeiten der Epidemie dringender denn je. Mit einem melodischen Ton in der Stimme, das in den Ohren der Hühner Futter verspricht, lockt er das Federvieh an und packt es mit einem entschlossenen Griff, dem er dem Intellektuellen gar nicht zutraute, in große schwarze Säcke, die der kleine Bruder seiner

Frau zum Haus seiner Mutter schleppt. Nur die alten erfahrenen Glucken entziehen sich seinem Griff. Wild mit ihrem Gefieder schlagend, erheben sie sich meterhoch in die Lüfte, um als schlecht manövrierende Bomben im Grundstück einzuschlagen.

Er richtet es sich ein, so gut es geht.

Was für seine Frau eine Selbstverständlichkeit war, muss er sich erarbeiten. Hausarbeit hatte sie ihm strikt verboten. Das sei Frauenarbeit, hatte sie gesagt. In der Stadt kauft er ein großes Stück Hammel ein, vom staatlichen Markt mit seinem kläglichen Angebot, denn von den überfüllten Märkten Havannas, die manchmal unbeabsichtigt im

Fernsehen erscheinen, kann man in Palästina im fernen Osten nur träumen. Zu Hause zerhackt er mit der scharf geschliffenen Machete das große Stück in handliche, umschwärmt von hungrigen Hunden, legt das Stück für das Abendessen zur Seite und die übrigen ins Gefrierfach des Eisschranks. Die rote Soße in der Flasche dient als Püree, als Tomatengewürz, das mit einem gut durchgeschmorten Fleisch die Salzausmacht, die er lange aufkocht, um ihr das Wasser für einen kräftigen Geschmack zu entziehen. Der Hochdrucktopf aus Vietnam ist für den Reis bestimmt. Auf kleiner Hitze köchelt der Reis den ganzen Tag vor sich hin. Ein paar Eier sind noch für das Frühstück der nächsten Tage im Eisschrank. Die tägliche Milch bringt die Mutter seiner Frau vom Bauern. Sie ist die einzige, die er in sein Haus hineinlässt.

Allein, ohne Frau,

muss er schweres Geschütz auffahren, um Autorität über sein Eigentum herzustellen und einen inneren Ring seiner eigenen Quarantäne um das Haus zu ziehen. Am zweiten Tag seines Aufenthaltes war es soweit, als die Karawane den Hügel hinauf gezogen kam, zwei fremde Hunde vorneweg, die fünfte Kusine seiner Frau mit ihren vier Kindern, dahinter die Schwester mit ihrem Baby und den zwei Brüdern seiner Frau, als Nachhut ein paar Nachbarn. Er hockte in seinem etwas erhöhten Arbeitszimmer, ein aus rohen Stämmen und etwas Zement gezimmerte Cabana wie im Trentin und schaute zu, wie die Gruppe von seinem Haus Besitz nahm, schwatzend, in guter Stimmung, die er ihr bald austreiben wird. In einer launigen kleinen Rede, die sein Spanisch hergab und die gar nicht böse gedacht war, machte er ihnen klar, dass er der Herr im Hause (dueno) sei. Weiterhin fügt er an, dass es kubanische Sitte sei, beim Eintreten um Erlaubnis zu bitten,

permiso

was niemand getan habe und die er ihnen leider nicht erteilen könne. Denn er will momentan allein sein, mit seinem Schmerz um seine Frau. Wenn jemand, so schließt er, Neuigkeiten aus erster Hand über seine Frau zu berichten habe, sei er jederzeit willkommen, ansonsten bittet er – und er macht mit der rechten Hohlhand eine Bewegung vom Körper hinweg, wie es der alte griesgrämige Fernsehsprecher am Ende seiner Sendung macht, seinen dicken geschwärtzten Schnurrbart wie eine Bürste im Gesicht vor sich her tragend. Die Menge ist betroffen, aber was soll man machen, als sich wieder zur Karawane zu formieren und den Hügel hinab zur Oma weiter zu ziehen?

Eines Morgens nähern sich drei Männer der Hütte.

Der Hund schlägt an. Ungewohnte Momente, die die Ruhe stören. Er bekommt es mit der Angst, es mit Totesboten tun zu haben. Sie kämen von der Inspektion, klären sie ihn auf. Alle Häuser, in denen ein Verdächtiger gelebt hat, bekäme solchen Besuch.

Meine Frau lebt? fragt er gespannt. Es wäre das erste direkte Lebenszeichen.

Die Männer zucken die Schulter. Sie wären da, um nach dem Rechten zu sehen. Seitdem er die Hütte bewohnt, kommt viel Wasser durch die Leitung den Berg hinauf, sagt er. Früher saßen sie auf dem Trockenen. Seit der Epidemie sind die Leitungen den Berg hinab gesäubert worden, erklären sie. Sie zeigen sich zufrieden, als er ihnen das Wassersystem erklärt, wie es mit eigenem Druck aus dem eisernen Basisrohr entlang der Eisenbahnlinie von unten durch einen 70 Meter langen Schlauch den Berg hinauf gedrückt wird, in den beiden großen Tanks oberhalb der Hütte gesammelt und von dort ins Haus geleitet wird.

Nein, hier ist keine Quelle der Epidemie zu suchen. Wegen Ihrer Frau brauchen Sie sich keine Sorgen zu machen, sagen sie zum Abschied. Die Epidemie dauert Wochen. Und die Genesenden müssen weiterhin in strenger Quarantäne leben, um nicht andere anzustecken.

Als er für Besorgungen frühmorgens vor der Tageshitze in der Stadt in die große Straße einbiegt, spricht ihn eine Frau an, die an der Ecke unter einem großen Schattenbaum am Steilufer des Flusses gewartet hat, der dem Hurrikan getrotzt hat.

*Hier kommt ein Wagen, sagt sie. Für wenig Geld nimmt er uns mit in die Stadt.*

*Gemeinsam klettern sie die hohen Aufbauten hinauf, den Hinterreifen als Aufstiegshilfe benutzend.*

*Es ist kalt, nicht wahr? sagt sie und hält seine Hand. Ihr Atem stinkt nach Zigaretten. Weit geht die Fahrt nicht auf dem offenen Verdeck des Lastwagens, auf dem man sich kaum aufrecht halten kann. An der nächsten großen Kreuzung, Cucol genannt, wo die Piste steil hinauf in die Berge beginnt, stoppt der Wagen.*

*Ich habe schon eine Strafe gezahlt, sagt der Chauffeur. Ich kann Euch nicht weiter mitnehmen.*

*Dies ist ein Albtraum, sagt sie, und schaut ihn von der Seite an, als erwarte sie seine Entscheidung.*

*Der Wagen setzt sich in Gang und verschwindet in einer Kurve. Sie wechseln in eine Pferdekutsche, die von Cucol den öffentlichen Verkehr zur Innenstadt erledigen. Er zahlt die zwei Pesos National. Der Kutscher wartet, bis alle Plätze besetzt sind. Als der zehnte zusteigt, müssen sie eng aneinanderrücken.*

*Du weißt, was du zu tun hast, sagt sie, und legt ihren Kopf an seine Schulter.*

*Er denkt an seine Frau. Zum ersten Mal seit fünf Jahren Ehe fühlt er sich fern von ihr, allein, einer fremden Macht ausgesetzt, einer Macht, vor der er sich früher geduckt hat.*

*Ich fühle mich sonderbar, sagt er zur Frau. Ich habe den Eindruck, dass dies nicht von Dauer ist.*

*Sie sagt etwas, was er nicht versteht. Die zwei Gäule werden vom Kutscher mit einer Peitsche angetrieben, „Adgio!“ schmalzt er aufmunternd, ihre Hufe klappern rhythmisch auf dem Pflaster, an einer Stelle der Straße wird es schmal zwischen der abgerutschten Kante zum Fluss und einem uralten Baum, den der Hurrikan mit seinem Wurzelwerk aus der Erde gehoben hat. An einer Biegung der Straße, gegenüber einem Haus im Kolonialstil, an dem noch die Säulenpassage repariert wird – hier an der hohen Kante des Flusses hatte der Sturm ungehinderten Zugang für sein zerstörerisches Werk – hält sie den Kutscher an. Sie schließt eine TÜR auf und sie treten in eine einfache Stube. Für einen Augenblick meint er einen Schatten in der TÜR zu sehen. Vom Nebenzimmer hört er Geräusche. Das seien zwei Freundinnen, die bei ihr untergekommen sind, erklärt sie. Er denkt an die Sala seiner Frau, mit dem Nippes auf verschiedenen Glastischchen – der übliche standardisierte Kitsch-as-Kitsch-can in reicheren Häusern – hier braucht man keine Angst haben beim Gang durch das Zimmer, irgendwelche Porzellanpüppchen auf den Boden zerschellen zu lassen, so dass ein kopfloser Torso unter das Sofa trudelt, während der Hund schwanzwedelnd mit dem Köpfchen verschwindet. Die Frau geht zum Bett, sie umarmt ihn, birgt ihren Kopf in seinen Schoß und schließt die Augen, als ob sie schlafen wollte.*

*Dies ist der Ort, wo wir nachts bleiben können, sagt sie.*

Zuhause hätte er eine weitaus komfortable Möglichkeit zu übernachten. Aber dort herrschen der Geist seiner Frau und der ihres verstorbenen Vaters, der in einem Foto, das das Gesicht eines vom Tod gezeichneten Krebskranken zeigt, auf das Bett schaut. Dort spuke der Geist des Vaters, hatte die Oma bei seiner Ankunft erklärt. Während der Nacht, als sie im Haus schlief, um auf die teuren Sachen aufzupassen, hatte der Schaukelstuhl – el balance – zu schaukeln begonnen. Am nächsten Morgen hatte sie das Foto ins Sitzklo verbannt, 10 Meter entfernt vom Haus, von dem er den Schwiegervater wieder ins Haus geholt hatte. Zu peinlich war ihm die Vorstellung einer unheiligen Deponie des Verstorbenen.

*Ihn weckte das Heulen eines Ambulanzwagens auf, der die Straße entlang fuhr. Er öffnete die Augen und sah den Rucksack, den er ständig mit sich trug, um Essbares in ihm zu verstauen, wenn es etwas in der Stadt zu kaufen gab. Nie konnte man wissen, was es plötzlich an Angeboten gab, das lange entbehrt wurde: Zwei Libras Käse für 50 Pesos in der großen, dunklen Verkaufshalle in der Nähe der Cadeca, der Geld-Wechselbude. Oder ein 20 Meter langer Wasserschlauch, ohne dem ein Leben in seiner Höhe nicht möglich war, oder eine geschmiedete Machete mit geköpfter Spitze, um den Schwerpunkt des langen Eisens nach hinten zu verlegen, für den leichten Schwung aus dem Handgelenk, das Eisen als selbstschwingender Pendel beim Unkrautjäten. Er steigt aus dem Bett und zieht sich an. Die Frau an seiner Seite fragt, wie er geschlafen hat.*

*Ich muss aus dieser Stadt heraus, sagt er.*

*Sie ist nicht schlecht, widerspricht sie. Nicht alles ist schlecht, sagt sie und zündet sich eine Zigarette an. Du hast ein Buch gekauft und mit mir geschlafen. Du wirst kein anderes Land kennen lernen noch ein Meer. Die Stadt wird immer in dir sein.*

*Kleide dich an! herrscht er sie an, als wäre ihr nackter Anblick plötzlich unerträglich für ihn.*

Sie nimmt das Buch vom Bett, steht auf und schlüpft in einen schmalen Body, knallbunt nach dem Geschmack des Landes. Dann zieht sie lange Kniestrümpfe über ihre langen Beine und steckt sie in lange Boots nach Art der Huren.

*Niemand mehr kann die Stadt verlassen, sagt sie. Die Armee hat einen Stacheldrahtzaun errichtet. Die Epidemie soll sich nicht ausbreiten.*

*Mit Ruhe bereitet sie sich auf den neuen Tag vor, als hätte sie die Zeit der ganzen Welt. Sie umfasst ihn in einer milden Art und schnüffelt mit ihrer Nase in seiner Achselhöhle. Dann drückt sie ihre Lippen auf sein Gesicht, wandert mit ihrer Zunge über seinen Hals und Schulter, ihr Zigarettenrauch verfolgt ihn. Sie öffnet seine Beine, um eine bestimmte Stelle seines Körpers aufzusuchen. Vor dem Orgasmus ein wildes Klopfen an der Tür. Die Polizei steht draußen. Die Flussfront der Stadt wird evakuiert. Sie müssen sich beeilen.*

(Erst später erfährt er, was die Administration zu dieser Maßnahme veranlasste. Der Hurrikan Sandy hatte mit seiner Wasserschlepppe über den Osten der Insel die Flüsse zu reißenden Ströme werden lassen, die die Aborte in den flussnahen Häusern aufrissen und die Fäkalien – unbemerkt für die Verwaltung - in den Fluss sickern ließ, wo flussabwärts Pumpen das verseuchte Wasser entnahmen und über ein Drainagenetz über die Felder verteilte. Zum Teil wurde dieses Wasser ohne Abgekochen für den Haushalt verwendet. Erst mit dem Auftreten der Epidemie konnte die Quelle des Unheils eingegrenzt werden. Weil rasche Maßnahmen notwendig waren, öffneten die Behörden die Schleusen des großen Stausees und erzeugten eine künstliche Flut, die mit dieser Rosskur den Fluss von den Fäkalien reinigen sollte. Diese Notmaßnahme wiederum gefährdete die flussnahen Häuser, die vorsorglich geräumt wurden).

Sie schnürt die Boots zu und wippt mit den Füßen. Warum will er plötzlich nicht mehr in dieser Stadt leben? Seine Frau ist hier. Aber das ist es ja. Seit der Nacht hat er sie beschmutzt. Er ist ihr untreu

geworden, er kann ihr nicht mehr in die Augen sehen, er muss weg, weg, weg, als könne er sich durch Weglaufen von seinen Sünden freimachen. Der mühselige Weg durch die zwei PFORTEN war umsonst.

*Ich kenne einen Pfad über die Berge, sagt er. Über einen Umweg kämen sie auf die Straße nach Holguin jenseits der Absperrung. Gehen wir, fügt er an. Hier sind wir verloren.*

Sie machen sich auf den Weg, an der Gabelung in Cocul rechterhand, hinauf an dem uralten Baum vorbei, der im Schutz eines Hügels Sandy überstanden hat, wie er schon viele Hurrikane überstanden hat. Von weitem schon ist zu sehen, dass die Straße an dieser Stelle durch einen Posten gesperrt ist. Sie steigen in einen kleinen Bach und entlang einem matschigen Tier-Trail umgehen sie die Sperre und steigen weiter den Weg hinauf. Er kennt die Strecke gut. Vor fünf Jahren hatte sich an der steilsten Stelle ein Unfall ereignet, dem allein er durch seine Weitsicht entkam. Es ist die Stelle, wo der helle Kalk des Eozäns in das dunkle Metamorphosegestein wechselt. Der alte VW-Bus hatte sich die Steilstrecke hinauf gequält. Es hatte stark geregnet, die Räder begannen sich auf den nassen, glatt polierten Geröllern, die als Pflasterung dienten, durchzudrehen. Er hatte sich zur offenen Seitentür an den Sitzenden vorbei durchgemogelt, seine Angst verbergend, um nicht einen unkontrollierten Schock auszulösen, als der Wagen linksseitig wegrutschte und unter dem Geschrei der Fahrgäste rückwärts nach hinten glitt, zuerst langsam, dann immer schneller. Es war der Moment, wo er durch die offene Tür auf der rechten Seite heraus sprang, wie ein Fallschirmjäger ins Ungewisse. Aber wie sich auch die nächsten Sekunden entwickeln würden, ob er unter die Räder geriet oder sich mit dem einen Fuß in der Tür verhakte, er hatte die Illusion des Handelns auf seiner Seite und war nicht dem Unheil in einem blechernen Käfig ohnmächtig ausgesetzt, der scheppernd zur Seite kippte, als die Vorderreifen in einem letzten Bremsversuch durch den Fahrer blockiert wurden.

Während an der Absprungstelle der Schmerz in seine geschundenen Beine einkehrte, rutschte der Bus ein paar hundert Meter auf der Straße ab, die hier geradlinig verläuft, bevor er an der ersten Kurve über einen Hang verschwand. Nachher erfuhr er als einziger Überlebende von sieben, dass es schon öfters ähnliche Unfälle an dieser steilen Stelle gegeben hatte.

Wenigstens einen Denkstein wie in den peruanischen Anden hätten sie anbringen können, murmelt er unverstündlich für seine Begleiterin. Aber was bedeuten solche Unfälle schon im Verhältnis zu einer Epidemie?

Als sie gegen die untergehende Sonne den schattigen Pinienwald erreichen, ist das Schlimmste überstanden. Der Weg auf der Hochfläche, tausend Meter über dem Meer, das sich als blaues Band am Horizont abzeichnet, wird flacher. Ein Laster mit Arbeitern der Kaffeeplantagen kommt ihnen entgegen. Die Menschen winken. Sie durften für die Arbeit die Sperre überwinden und kehren zu ihren Familien in das Absperrgebiet zurück.

Ich kann nicht mehr, sagt die Frau.

Das macht das Rauchen, sagt er. Wir werden in dem Hotel im Pinienwald übernachten.

In dem ausgedehnten Komplex wird ihnen eine Blockhütte zugewiesen. An der kleinen Bar in der riesigen luftigen Halle sind sie die einzigen. Obwohl sie hier oben fern jeder Ansteckungsstelle sind, scheuen die Touristen die Gegend. In der Nacht werden sie aus dem Bett geholt. Vor der Hütte steht ein Auto der Patrouille. Ohne viele Worte werden sie ins Auto gesetzt. Der Hoteleigentümer hat die Polizei benachrichtigt, womit zu rechnen war. Sie fahren den Weg zurück. Weit unter ihnen die Lichter der Stadt. Am Kontrollpunkt steigt der Fahrer kurz aus und spricht mit dem Straßenposten. Kurzes Lachen. Die Frau neben ihm auf den Hintersitz fasst seine Hand und merkt, wie er zittert.

*Mir gefällt nicht dein Gesicht, sagt sie. In der Stadt werden wir einen Arzt konsultieren.*

*Mir geht es gut, widerspricht er. Wenn man es genau nimmt, ist dieser Posten die dritte PFORTE der Reise. durch TÜREN getrennt, bewegt er sich von einem Ereignisraum zum anderen, Dir geht es nicht gut, sagt sie. Ich glaube, es ist gut, dass wir wieder zurück gekehrt sind.*

*Er sagt nichts mehr, sondern beobachtet nur die Lichter der Nacht. Vor der Polizeistation werden sie getrennt und in unterschiedliche Verhörräume gebracht. Ein Offizier setzt sich ihm gegenüber.*

*Ich weiß alles über Sie, sagt er, und schätzt für das Protokoll sein Alter ab. Aber vielleicht sagen Sie es mit Ihren kaputten Lippen. Es gibt da schwarze Punkte in Ihrem Leben, sagt der Mann, aber was interessiert uns das hier?*

*An dem Tag, als ich hier ankam, hat man die Stadt zur Quarantäne erklärt, sagt er. Seitdem bin ich hier.*

*Die Epidemie passierte den Ort, sagt der Offizier. Aber. Die Stadt hatte nie eine Quarantäne.*

*Er bemerkt das Lächeln in dessen Gesicht.*

*Verstehen Sie?*

*Ich wollte aus der Stadt, die Behörden verhindern das, widerspricht er.*

*Viele wie Sie waren böse, sagt der Offizier.*

*Hombres estafados.*

*Die Mehrheit hat sich rechtzeitig über den Betrug Rechenschaft abgelegt. Die Epidemie existiert in den unteren Stadtvierteln, wo Ihre Freundin haust. Ihr Viertel oben in den Bergen ist sicher. Das war schon immer so, das ist nichts Neues. Es ist nur ein Flecken, der einmal aus der Stadt verschwinden wird. Die Sonne macht auch Flecken, kennen Sie dieses Sprichwort? Wir alle sind nicht perfekt. Aber es gibt faule Leute, die haben nur Augen für Flecken.*

*Er entdeckt einen feuchten Flecken über dem Bild an der Wand.*

*Sagen Sie mir, warum sind Sie wirklich in dieser Stadt?*

*Ich weiß es nicht mehr, antwortet er dem Offizier.*

*Lieben Sie Ihre Familie?*

*Es wäre der Moment gewesen, nach seiner Frau zu fragen. Aber er fragt nicht.*

*Sie wurden festgenommen, sagt der Offizier, weil es Menschen in der unteren Stadt gibt, die nutzen die Knappheit dort für verbotenen Handel aus. Sie nicht. Sie können gehen.*

*Die Frau wartet draußen auf ihn in der Nacht.*

*Sie könnten nicht mehr zu ihr fahren in die untere Stadt. Blicke nur seine Bleibe. Sie wehrt sich. Sie will nicht in das Haus seiner Frau. Sie werden eine Lösung finden, beruhigt er sie. Die Lösung ist die neue Cabana, die casita. Mit ihrer Hilfe holt er die alte Matratze mit verrosteten Sprungfedern vom Dach und bereitet ihr mit der vorhandenen Bettwäsche ein luftiges Lager neben der Casa, wo sie nach Herzen rauchen kann. Der an der Eisenkette verankerte Hund ist ihr Bewacher. Vom offenen*

Fenster seines Schlafzimmers hat er einen Blick auf die Situation. Am frühen Morgen, bevor die Verwandtschaft aufwacht, geht sie den langen Weg zurück in die Stadt. Sie wird zu ihrem Haus zurückkehren, sagt sie zum Abschied. Die Häuser an der Flusskante sind wieder betretbar.

### **Das Haus, die Indios, die Wespen und das Fahrrad**

Er hat mehr Zeit für sich, als ihm lieb ist. Er nimmt wieder seine alten Exkursionen in die Wildnis hinter dem Haus auf. Auch wenn der Hurrikan alte Pfade durch umgestürzte Bäume verbarrikiert hat, sind einige Ziegenwege von den Hirten wieder geöffnet worden, die durch den Blätterwald in einem Tunnel von wild wachsenden Pflanzen verschlungene Richtungen einschlagen. Manchmal muss er wieder umkehren, wenn die Tunnel in Sackgassen enden, weil übereinander gestürzte Bäume ein Weiterkommen unmöglich machen. Es wäre auch nicht tunlich, sich durch das Gebüsch hindurch zu winden, bis er wieder auf den alten Pfad gekommen ist, lauern doch gefährliche Pflanzen im Unterholz, deren Saft durch winzige Poren der Haut ins Innere des Körpers dringen und unangenehme Allergien auslösen, die für Wochen einen Kranz von eitrigen Pusteln auf dem Körper erzeugen.

Überall stößt er auf den Silex der Indios,

das Material für ihre Werkzeuge. Manche Äcker sind von den Bauern abgesammelt worden. Der Archäologe Guarch hat sie vor Jahrzehnten auf den Wert der Steine aufmerksam gemacht, mit dem Ergebnis, dass sie die schönsten Klingen, Bohrer und Messer aufgesammelt haben, um sie an ausländische Besucher zu verkaufen, die die berühmte Höhle von Seboruco besuchten. Auf diese fahrlässige Art, die die staatliche Archäologie zu vertreten hat, sind viele Zeugen des patrimonio nacional der wissenschaftlichen Bearbeitung entzogen worden.

Aber nicht alles ist Schatzräubern zum Opfer gefallen, mit Hilfe einer ignoranten Archäologie. Auf seinen Wanderwegen stößt er noch auf vorkolumbianische Siedlungsspuren. Ein schmaler, enger, tief in den Kalkboden eingeschnittene Arroyo hatte seine Neugierde schon früher erzeugt. Es bedurfte der Wasserkaskaden von Sandy, die den trockenen Cannon herabstürzten, dass seine tieferen Schichten wieder zugänglich wurden. Zwischen den dicken Geröllen haben sich feine Messer, ausgeprägte Kerne, rotbraun patinierte Spitzen verkeilt, die er mit spitzen Fingern aus den Ritzen zwischen dem groben Material heraus zieht. Im Forscherdrang dringt er immer tiefer in den Canyon ein. Über eingestürzte Felsdächer kletternd, missachtet er jede Gefahr, die die tropische Natur bietet. Als er sich an der engsten Stelle der Felsen, wo diese sich im Himmel zu begegnen scheinen und nur noch wenig Licht auf den Boden lassen, überfällt eine Wespenschar den Suchenden.

Es geht blitzschnell, wie die Horde ihre Stiche setzt.

Mit der Mütze um sich schlagend, stürzt er in Panik den engen Gang durch die Schlucht zum Ausgang zurück. Er eilt den Weg zur Eisenbahnlinie zurück. Was passiert mit ihm? Fällt er in eine gefährliche Ohnmacht, die ihm den Atem rauben kann? Auf halben Weg begegnet er einem Hirten, was ihm ein bisschen Sicherheit zurück gibt. Er steigt in den Fluss hinab, um seinen Schmerz zu kühlen. Zu Hause angelangt, schaut er in den Spiegel. Das rechte Ohr, das einige Stiche abbekommen hat, steht wie bei einem Esel vom Kopf ab. Mit einer vereisten Plastikflasche, mit der Eisgetränke gewonnen werden, betäubt er den Schmerz. Nach den Anschwellungen zählt er seine Verletzungen wie Schusswunden. Der rechte Arm hat vier Stiche abbekommen, einen der Mittelfinger, was besonders schmerzt, weil der Stich bis zum Knöchel geht. Das rechte Ohr drei und ebenfalls drei haben den Hals in der Nähe der Kopfschlagader getroffen. Eine beachtliche Statistik. Das Eis tut Wunder.

Er verbringt eine schlaflose Nacht.

Die Eisflasche kann er nicht ständig am Ohr ansetzen. Er fürchtet eine Mittelohrvereiterung. Um sich abzulenken, kümmert er sich am nächsten Morgen um das Fahrrad, das in der Küche abgestellt ist. Auch wenn sein altes Gefühl von Zärtlichkeit zu seiner Frau zurückgekehrt ist, muss er ihr vorwerfen, das Fahrrad in seiner Abwesenheit vernachlässigt zu haben. Für ihn sind die jahrelangen Geschichten um das rote Bycke das Symbol für die Verkommenheit. Hinter dem Namen „Forza!“, das es auf dem Rahmen trägt, dem letzten Originalteil, steht das übliche Programm des Landes:

Ein stolzes Paradigma verbirgt das Verلودerte.

Was hat er nicht schon alles mit dem Eisengestell erlebt! Das fabrikneue Mehrgangsystem entlarvte sich schon nach zwei Tagen als Wrack. Beim Montieren der Einzelteile hat man „vergessen“, die eisernen Mittelstücke der Pedale einzubauen, die er später auf den Flohmärkten der Stadt wiederfinden und zurückkaufen wird müssen. Der Schlauch des Vorderreifens entpuppt sich als ein zusammengeflickter alter. Man hatte sich die Mühe gemacht, neu mit alt auszutauschen. Es sind die üblichen Unterschleifungen, und zur Tagesordnung übergehen. Was aber ein übles Licht auf die Produktivitätskraft des Landes wirft, ist die Systematik, mit der die Arbeiter der Endmontage vorgegangen sind: alle nicht sichtbare Teile fehlen. Um einen winzigen Erlös in Pesos National auf dem Schwarzmarkt zu erzielen, haben die Diebe ein mangelhaftes Stück in Devisenwährung abgeliefert, ohne eine effektive Kontrolle der Endmontage. Wie soll ein Land, mit einer solchen Arbeitsmoral auf die Beine kommen?

Ein weiteres Trauerspiel ist der Akt mit der Gangschaltung und der Bremse.

Hier ist nicht das Problem, dass Einzelteile fehlen oder gute mit schlechten ausgetauscht sind. Die Komplexheit der Dreigangschaltung überforderte schlichtweg die „Capacitación“ der Beteiligten, der Bruder, der sich als großer Experte aufspielt sowie die Reparaturwerkstätten in der Stadt, gepaart mit einem gehörigen Ideenreichtum, den Yuma, den Gringo, den nichtsahnenden Ausländer hinters Licht zu führen. In dem hügeligen Gelände ist das Umschalten auf kleine Gängen unverzichtbar, nur mit einer funktionierenden Doppelbremse zu bewältigen. Kurzum. Das Ende des Liedes. In den zwei letzten Jahren führte er einen verzweifelten Kampf, den er letztlich verlor. Es wurden vor seinen Augen bei den Reparaturen Ernsthaftigkeit, die Beherrschung der Technologie, das Fachwissen vorgespielt. Dabei ging es nur um eins: Durch symbolhafte Pseudotätigkeit sinnlose Arbeitszeit heraus zu schinden, die er in harten Devisen zu bezahlen hatte, die bis zu einem Drittel des durchschnittlichen Monatsgehalts ausmachten. Es fehlte nicht an Fähigkeiten, an schöpferischen Leistungen aus dem Potential des Volkes heraus. An der Anwendung von Phantasie, von ungeahnten Initiativen zu betrügen, zu lügen, zu stehlen, fehlte es nicht. Und wo blieb die Solidarität der Familie, ihn, den Unerfahrenen, vor den Unbilden der feindlichen Umwelt zu schützen? Die Antwort: Die Verwandtschaft seiner Frau sah nicht ein, warum sich das ausländische Familienmitglied so um sein High-tech-Fahrrad bemühte. Ihre Fahrräder hatten nur eine Bremse, falls überhaupt und einen Gang, der machte es auch. Wenn er zur Familie gehören wollte, hatte er sich auf ihr technologisches Niveau zu begeben und nicht umgekehrt. Mehrgangschaltung, funktionierende Bremsen fallen in die Kategorie der Utopie, und was es mit der kommunistischen Utopie auf sich hat, kann man nirgendwo besser studieren, als in diesem Land. Nach zwei Jahren fruchtlosen Bemühens stand die endgültige, die brutale Wahrheit fest: Wahre Experten konnten nachweisen, dass für das Umschalten in einen anderen Gang das Hinterradgetriebe nicht ausgelegt war, und dass die Speichen aus dem Hinterrad reihenweise ausbrachen, hatte seinen Grund in der nicht-synchronen Übertragung von der Kraft der Kette im Mehrganggetriebe auf das Hinterrad.

Es lag ein Systemfehler vor. Was denn sonst.

Das System arbeitete gegen sich. Im Alltäglichen spiegelt sich nur das wider, was im Großen vorgegeben ist. Als Marxist hätte er es wissen müssen. Er war dem üblichen Minderwertigkeitsgefühl des Intellektuellen gegenüber den Männern der Faust verfallen, die philosophischen Einsichten eines Luhmann, eines Guancho, eines Gramsci für geringer einzuschätzen als die Helden des Alltags. Er holt das bremslose Eingang-Fahrrad aus der Küche, pumpt die Reifen auf – aber nicht zu stark, um nicht an den Stellen der Gewebeschwäche der Reifen Schlauch-Wulste blasenartig durch die Mantelwand zu treiben - und beginnt mit den Fahrproben, wie es vor hundert Jahren mit den Draisinen begann: Das hügelige Gelände vor sich abschätzen, die Rollgeschwindigkeit des Rades einkalkulieren, das Ausrollen im Gegenhang bedenken. Ein gefährliches Spiel. Verschätzt er sich, kommt das Fahrrad in eine Beschleunigung, deren physikalische Erfassung der kosmologischen Erkenntnisse der Relativitätstheorie entspringt. Die Gravitation des gesamten Universums bis zu den fernsten Galaxien zerrt an ihr, und er und gerät in eine schreckliche Alternative: Entweder gibt er sich

der sich beschleunigenden Geschwindigkeit hin, in der vagen Hoffnung auf ein gutes Ende, oder er springt ab, um mit wild galoppierenden Füßen ohne zu straucheln das Fahrrad wie einen Mustang zu stoppen. Eingedenk des Unfalls mit dem VW-Bus in den Bergen zieht er die zweite Variante vor, die zur Prämisse seines Lebens geworden ist: Sich nicht treiben lassen, sich nicht der trügerischen Fortsetzung einer im Augenblick noch bequemen Position hingeben, sondern handeln, so lange noch Zeit ist zu handeln.

Da aber dieses Procedere gewaltig an den Nerven zerrt, zudem kein Ratgeber für die Teilhabe mit anderen Verkehrsteilnehmer auf vielbefahrenen Strecken sein kann – der Wagen vor ihm bremst plötzlich, er hat eine miserable Alternative: aufzufahren oder in eine unkontrollierte Richtung auszuweichen – wendet er sich trotz Bedenken an den Bruder seiner Frau, der ein Fahrrad kennt, das den überflüssigen Luxus zweier Bremsbacken aufweist. Ihn interessieren nicht die Einzelheiten über die wahren Besitzverhältnisse dieses Luxusgefährts, ihn kommt es nur darauf an, am Vorderrad eine Bremsvorrichtung installiert zu bekommen, die zwar nicht das kontrollierte Fahren im hügeligen Gelände erlaubt – hier muss er nach wie vor bergauf und – was besonders schmerzhaft ist – auch bergab schieben – der Spruch: Wer sein Fahrrad liebt, der schiebt – gilt in seiner Heimat nur für ersteren Fall – aber ein mehr oder minder bremskontrolliertes Fahren auf verkehrsreichen Straßen erlaubt.

### **Die versperrte Pforte.**

*Mit dem Fahrrad kann er häufiger in der Stadt sein. Er kann im oberen Teil einen Ort besuchen, der ihm schon früher ins Auge gefallen ist. Es ist ein großes Haus im Deco-Stil der zwanziger Jahre, nach dem üppigen Geschmack der Zuckerbarone mit zwei überdimensionalen Säulen an den Seiten eines prächtigen Portals, zu dem eine herrschaftliche Treppe führt. Auf dem Portal, das von einer großen hölzernen Tür verschlossen ist, thront ein großer Balkon, darüber eine aufgesetzte neo-klassizistische Kuppel, eine Nachahmung des Weißen Hauses des verhassten Yanquis, wie es einige in diesem Land gibt. Wie vielerorts in diesem Land ist das Haus zwar noch bewohnbar, aber mit zwei roh behauene Baumstämmen abgestützt, die schräg gegen das Portal gestellt sind. Die Flucht nach oben, die der Architekt mit den zwei Säulen bezweckte, wird durch die Stämme erdverbunden aufgenommen und verstärkt. Es ist aber nicht die Architektur, die ihn fasziniert hat, als er das erste Mal vor dem Portal stand, sondern das Lachen und die Stimmen, die von innen durch die Pforte dringen, die Melodien von Violinen, die von den Wänden widerhallen und von der Meeresbrise, die sich im Portal verfangen hat und in den Bäumen gegenüber ihr Spiel der Zärtlichkeit mit den Blättern fortsetzt.*

Das war vor Wochen.

*Aber das Merkwürdige, das das Haus umgibt ist geblieben, ja seine Neugierde ist gestärkt seit dem alltäglichen Sterben auf den Straßen, das das Leben der Menschen mit der Zeit langweilig macht. Als er das nächste Mal das Haus besucht, parken drei Omnibus der letzten chinesischen Baureihe vor dem Portal, festlich gekleidete Menschen entsteigen ihnen und steigen die Treppe zum Portal hinauf, um hinter der offenen Tür zu verschwinden. Die Männer tragen schwarze Seidenanzüge und stechen von der übliche proletarische Hemdsärmlichkeit ab, während die Frauen bunte fließende Gewänder mit weitem Ausschnitt tragen, die über die Knie reichen. Von der gegenüber liegenden Baumreihe aus kann er in das Gewölbe eines längeren Ganges hinein schauen, das hinter der TÜR beginnt, bis sich die TÜR verschließt. Und wieder beginnt die Mystik einer festlichen Musik, so ganz anders als der übliche karibische Tamtam, deren Süße sich mit dem bitteren Geruch von Arzneimitteln vermischt, die die Brise bis zu ihm aus dem Portal weht. Es wird ein Haus der Kultur sein, sagt er sich.*

Das nächste Mal als er wie zufällig das Haus passiert,

*ist das TOR offen, eine Putzfrau reinigt mit dem Besen das Portal. Die Gelegenheit muss er nutzen. Er steigt die Treppen hinauf zur Putzfrau und fragt, ob er sich das Innere anschauen kann. Sie hat nichts einzuwenden und geleitet ihn durch den Gewölbegang zum Eingang in einen großen Saal, der mit Putten und Girlanden aus weißem Stuck ausgeschmückt ist, wie das Theater in Santa Clara. Hier findet die Musik statt, sagt sie. Zu feierlichen Anlässen serviert man Soft-Drinks (bebidas suaves) und erzählt sich Witze, den letzten Klatsch in der Stadt, wie das so üblich ist, sagt die Putzfrau, als sie ihn wieder hinaus gleitet. Er hat noch eine Frage, sagt er zum Schluss:*

Wie ist es möglich, während der Epidemie in einer Stadt unter Quarantäne solche öffentlichen Veranstaltungen zu machen, die doch verboten sein sollen? Hat man keine Angst vor Ansteckung? Man sagt, dass die Epidemie während des Karnevals von Santiago eingeschleppt worden ist.

Die Frau zupft mit spitzen Fingern an einem imaginären Bart, legt den Zeigefinger an die Lippen, dreht sich um und verschließt die Tür. Er ist entschlossen, es nicht mehr beim Ungewissen zu belassen. Das nächste Mal hat er es darauf abgesehen, die Busse abzufangen, wenn diese wieder mit ihren ominösen Gästen vor dem Kulturhaus erscheinen sollten. Einige Abende wartet er vergebens, doch dann ist sein Auflauern erfolgreich. Die Story wiederholt sich wie nach einem Drehbuch: Die Busse fahren vor, und die Gäste in Abendgarderobe steigen plaudernd die Treppe hinauf. Von seinem Blickwinkel unter den Bäumen sieht er nur ihre Rücken, einer kommt ihm bekannt vor. Er zählt zu einer Frau, die sich in den Arm eines Mannes eingeharkt hat. Er lässt das Fahrrad an einem der Bäume stehen, hastet die Treppe hoch, ungestüm sich durch die Menge drängelnd. Manche wenden ihm ihre Gesichter zu, blasse Gesichter, weiß für den Karneval von Venedig geschminkt. Der Gestank, der aus der Menge strömt, steht in einem merkwürdigen Kontrast zu den prächtigen Kleidern. Bei einigen Garderoben kommt es ihm vor, als lugte schmutzige Wäsche hervor. Oben im Portal erreicht er sie, packt sie von hinten und reißt sie herum. Es ist seine Frau, noch schmaler als er sie in Erinnerung hat, mager wie ein Hunger-Mannequin. Ihr bleiches Gesicht ist mit schwarzer Tusche maskenartig bemalt, die Augen treten aus den Schädelhöhlen wie aus einem Totenkopf, aus ihrem Busen staken die Knochen wie bei einem Gerippe hervor. Voller Angst versucht sie rückwärts vor ihm zu weichen, in die Richtung des Saales, und wäre gestolpert, wenn nicht ihr Begleiter sie aufgefangen hätte, mit seinem feingeschnittenen Oberlippenbart ein Kavalier aus den alten schwarz-weißen Zeit, bevor die Vollbärtigen das Regime im Land übernahmen.

Geh weg! schreit sie ihn an. Geh weg! schreien die anderen in ihrer Nähe, wie ein Echo auf ihre Worte. Du darfst hier nicht sein, sagt sie und klammert sich an ihren Begleiter. Sonst gehörst du zu uns.

*Sie haben den Eingang zur großen Halle erreicht, aus der die Akkorde eines Klaviers kommen, begleitet von Violinen und einer Gitarre, die ein Mädchentrio auf der Bühne des Saales begleitet. Aus der Halle weht ein Gestank, der ihm den Atem raubt. Eine Eiseskälte überkommt ihn, die ihn lähmt.*

Halt! Niemand darf in den Saal über diese Türschwelle ohne Einladung und geziemende Kleidung, sagt ein Türwächter zu ihm.

Hinter dessen Schulter kann er das Portrait einer Frau ohne Gesicht sehen, das an der Wand hängt. Die Türschwelle! Über sieben Brücken und durch sieben PFORTEN musst du gehen, lautet ein populärer Song aus einer untergegangenen Zeit in Europa, die hier noch nicht zu Ende ist. Und er hat erst vier durchschritten. Es kann Zweifel bestehen. Überschreitet er diese Schwelle, gäbe es kein Zurück mehr. Er dreht sich um und eilt, während er mit den Armen die ihm Entgegenkommenden zur Seite schiebt, dem Ausgang durch den hohen Gewölbeflur zu. In dem Gedränge muss er die Orientierung verloren haben, auf einmal befindet er sich im Labyrinth von Zimmern, aus denen das Lachen von Frauen und Männern dringt. Er gelangt in einen großen Innenhof, der mit halb zerstörten korinthischen Säulen umrandet ist, die Nachbildung eines muselmanischen Patio aus Granada, der auf römische Vorbilder wie in Herculaneum zurückgeht. Aus den Nischen dringt ein bestialischer Gestank, einige Menschen hocken auf einem Haufen schmutzigen Zeitungspapier und verrichten ihre Notdurft. Panisch wendet er sich um und kommt irgendwie wieder auf den großen Gang, der zum Ausgang führt. Er ist allein, die letzten Besucher sind im Saal verschwunden, die hohe TÜR ist verschlossen. Wie er sie hasst, diese PFORTEN, die ihn einengen, durch die er hindurch muss, immer wieder und wieder, um ein bisschen freie Fläche zu gewinnen, in der er tief Luft holen kann. *Im Dunkeln kriecht er auf dem Boden herum, einer vagen Hoffnung folgend, und hält den Schlüssel in*

*der Hand. Mit Mühe öffnet er die große Holzpforte und geht die große Treppe herab, vorsichtig Fuß auf Fuß setzend, um bei jeder zweiten Treppe auszusetzen, nach Atem ringend.*

Ein Zittern erschüttert das Gebäude.

Ein Erdbeben, ist sein erster Gedanke. Er hastet die restlichen Treppen herunter, die sich wellenförmig bewegen, während die langen Holzträger neben ihm mit einem lauten, trockenen Krachen brechen. Es ist das gleiche knackende Geräusch eines Blitzes, als dieser vor ein paar Tagen zu Beginn des üblichen Hitzegewitters dicht neben ihm einschlug, und der Ehemann der ältesten Schwester seiner Frau, der ihn begleitet hatte, in das Haus von Carlito mit großen Sprüngen flüchten ließ. Über den Weg hastet er zur Baumreihe, an dem sein Fahrrad lehnt und blickt zurück. Er erfasst den Augenblick, als die mächtigen Säulen mitsamt dem Portal sich nach hinten neigen. Für einen Augenblick erscheint eine Person im Portal, mit ausgebreiteten Armen, als wollte sie nach ihm greifen, bevor sie rückwärts in einen Schlund fällt, der sich plötzlich geöffnet hat. Die Vorderfront des Gebäudes bäumt sich ein letztes Mal auf, wie der Bug eines sinkenden Schiffes, bis das letzte Gestein in Loch verschwindet, in das das Flusswasser einströmt.

Zuhause verbarrikadiert er sich.

Er schließt alle Fensterläden und Türen. Er will von dieser Welt nichts mehr wissen, er will durch keine Tür mehr schreiten, und sei es die seines eigenen Hauses. Stundenlang liegt er im Bett, dort wo seine Frau früher lag, hat er die lange Klinge der Machete gebettet. Durch die Ritzen der Bretterwand und die Löcher im Dach dringt das Licht des Tages, nachts die der großen Lampen an den hohen Bäumen, die um das Haus den Hurrikan Sandy überlebt haben und das Haus in ein gleißendes Licht baden. Seine Blockade hält er durch, bis die Verwandtschaft, die sich Sorgen um seinen Zustand macht, mit Äxten die Haustür einschlagen will. Sie erzählen ihm das, was er schon weiß oder worum er sich einen Reim gemacht hat: Das Kulturhaus hat der Hochwasser führende Fluss bei einer der üblichen Benefizveranstaltungen für die Kranken der Hospiz verschlungen, die meisten Kranken sind von den Brocken des Gebäudes erschlagen oder in den Fluten ertrunken. Von seiner Frau gibt es bisher keine Spuren, es sei sogar zweifelhaft, ob sie im Kulturhaus an dem betreffenden Abend gewesen sei. Es gibt keine Zeugen.

Er schweigt.

Schweigen ist das Beste, was man in diesem Land machen kann. Nach einer Woche erhält er eine Einladung der Einwanderungsbehörde. Der Beamte teilt ihm mit, dass seine Frau als vermisst gelte. So lange sie vermisst sei, werde kein Totenschein ausgestellt. Das kann fünf Jahre dauern. Die Zugänge zur Stadt sind für alle offen, es gibt keine Quarantäne und Epidemie. Es hat sie nie gegeben. Er wünscht dem Fremden trotz allem einen guten Aufenthalt. Von den Verwandten erfährt er weitere Einzelheiten. In dem an Kranken überfüllten Hospital sei plötzlich eine Leere entstanden. In Erwartung, dass bald neue Fälle der Epidemie aufträte, habe man für einige Zeit die Säle bereitgestellt, nachdem sie sorgsam desinfiziert worden sind. Aber es gab keine neuen Fälle mehr, mit dem Unglück war die Epidemie verschwunden. Am Tag seiner Abreise nach Holguin, vier Tage vor seinem Abflug am vierten August nach Frankfurt hatte sich die gesamte Verwandtschaft im Haus versammelt. Er teilte ihr in dürren Worten mit, dass nach Rechtslage seine Frau vermisst sei, als Vermisste nach wie vor als die Eigentümerin gelte, und er weiterhin ihr Ehemann sei. In ihrem Namen und stellvertretend für sie übergab er der Oma die Schlüsselgewalt. Es hinge von den weiteren Ereignissen ab, wann er wiederkomme.

Seine Tante meldet sich. Es ginge das Gerücht, dass in der Nacht des Unglücks sein Fahrrad vor dem Kulturhaus gesehen worden sei. Er macht ein überraschtes Gesicht.

Mein Fahrrad, das rote? Unmöglich! Pupa, sag du, was es mit dem Fahrrad auf sich hat.

Der Bruder seiner Schwester führt die Gruppe hinter das Haus zum Fahrrad.

Erkläre, was es mit dem Fahrrad auf sich hat.

Dieses Fahrrad, sagt Pupa, hat ein Problem seit langer Zeit.

Was für ein Problem? drängt er ungeduldig nach.

Diesem Fahrrad fehlen einige Kügelchen in der Narbe des Vorderrades.

Und was heißt das?

Pupa fasst den Vorderreifen an und wackelt an ihm. Man sieht, ein Fahren ist unmöglich, der Vorderreifen hat zu viel Spielraum, sagt er. Und das hat weiterhin dazu geführt, dass Vaseline, das Schmiermittel der Narbe, ausgelaufen ist. Er greift an die Narbe und zeigt den Umstehenden die ausgetretene Vaseline an seinem Finger. Mit diesem Fahrrad kommt man nicht weit. Leider war es mir bisher nicht möglich, die restlichen fehlenden Kügelchen aufzutreiben. Wegen der Quarantäne.

Eine Quarantäne gab es nie, korrigiert er seinen Schwager, aber ansonsten stimmt die Geschichte.

Mit dem illegalen Fahrer verlässt er die Stadt, wie er gekommen ist. Ein Offizier hält sie am Stadtrand an und steckt seinen Kopf ins Auto. Es ist der Verhöroffizier.

Wie ich sagte, es waren nur einige Flecken in der Stadt, die es nicht mehr gibt. Es tut mir Leid um Ihre Frau, aber wie stehen Sie zu Ihrer Freundin? Wir haben sie wegen einer anderen Sache im Verhör.

Was soll er zu alten Geschichten noch sagen? Er zuckt die Schultern, und der Offizier gibt den Weg frei.

### **Die Jugendbande**

*Nach der Verabschiedung vom Ausländer weißt du nicht, was geschah, als du zum Haus zurückkehrtest. Verstehst nichts. Die TÜR öffnete sich wie immer. Zoila flackte im Zimmer, du stießest die andere TÜR auf und nähertest dich dem Bett, kamst noch näher und streicheltest die Schienbeine von Veronika. Dann fühltest du den Schlag in die Brust, die starken Arme, die dich auf die Straße schleuderten, der Fußtritt, der dir die Luft wegnahm. Du verstehst nichts. Du drehst dich um, unentschieden. Der Mann betrachtet dich mit Abscheu, während er seine Arme um die Brust kreuzt und auf die Erde spuckt. Ein Mann mit bekannten Gesichtsausdruck und Gesten, was du aber nicht erkennst, weil etwas dein Gedächtnis benebelt. Und das belästigt dich mehr als die Schläge, mehr als von einem Platz gestoßen zu sein, der immer deiner war. Du ängstigt dich, sich beim Gehen umzudrehen, denn du fühlst seine Augen, viele Augen, in dem Nacken, danach trittst du in ein anderes Häuschen ein und schützt dich mit dessen Brettern vor dessen Blicken über dir und möchtest die Augen schließen und bei ihrem Öffnen entdecken, dass du geträumt hast.*

Ist es nur ein Traum? fragt der Offizier und beugt sich über die Frau. Er will in sie eindringen, etwas aus ihr herausholen. Aber sie sagt nichts, sie lässt ihn sprechen.

*Am Ende dieser Geschichten, fährt der Offizier weiter fort, erscheint alles nur im Traum möglich, niemand, der bei Trost ist, wäre fähig, so etwas in der Öffentlichkeit zu machen. Nur ein Verrückter, so ein Angeturnter. Der Ausdruck, die Augen des Individuums hatten so etwas davon, und dann das Feuer des Hasses, für Jahre aufgespeichert, von einem Hass, der am Anfang wie jeder Hass Liebe war. Ja, du weißt, dass es anders war mit den Dutzenden von Männern, mit denen du es an diesem Ort getrieben hast. Vielleicht unter den jungen Männern war irgendjemand, der dich verraten konnte. Aber du sträubst dich, das zu glauben. Du warst immer ihre Heldin, und noch heute folgen sie deinen Befehlen, obwohl schon Schnurrbärte in ihrem Gesicht sprießen, und sich die Muskeln unter den abgetragenen Hemden verbergen. Du sträubst dich, daran zu denken, dass dich diese Burschen verraten könnten, du hast schließlich eine Art Blutsbrüderschaft mit ihnen.*

Wenn es Tag wird, wirst du Pinto suchen.

*Der Ausländer ist aus deinem Leben verschwunden. Du wirst Pinto beauftragen, die Existenz irgendeines Judas innerhalb der Clique der Jugendlichen zu ermitteln. Aber damit es Tag wird, musst du schlafen und das kannst du nicht. Du hältst die Augen geschlossen, schmerzhaft durch das schwindlige Blut, das die Venen platzen lassen will, und du blinzelst nur, um eine oder die andere Szene zu sehen, den gleichen Ausdruck von Verachtung und Herausforderung im Gesicht, das in der Tür verschwindet, das herzerreißende Gefühl, das Gleiche vorher gesehen zu haben, der Eindruck, jedes stärker, dass diese Burschen, vielleicht einer oder zwei von ihnen, sich an dir gerächt haben für eine Sache, die du nicht nachvollziehen kannst. Es bedrückt dich das Gefühl, das am Morgen aufkommt, deshalb gehst du durch das Zimmer, auf dem Weg zurück zu dem Geschehen gestern Nachmittag, um nach den Indizien zu suchen, die du das erste Mal nicht in den Händen hattest. Pinto wird dir helfen, er wird den Verräter aus der Schar der jungen Männer vor dich zerren, und dann werden sie sehen, was es kostet, einen Mann zu denunzieren, dann zeigt es sich, ob sie Männer geworden sind, für die er von klein auf mehr war als ein Vater, mehr als irgendein Lehrer. Einer nach dem anderen, von den zweien, bei mancher Gelegenheit dreien, du sahst sie aus der TÜR herauskommen, einen Platz zwischen den anderen suchen, du sahst sie auf der Treppe hinaufsteigen zur Mannhaftigkeit, die du errichtet hast, als oberstes Ziel, im Bewusstsein, dass einige wenige, die Auserwählten, der Auserwählte, fähig waren, sie zu besteigen.*

*Pinto, sagst du dir, und du siehst ihn kommen, ausgemergelt, mit einer fraulichen Stimme, die schnell zu einem Scherz erblühte, mit dem festen Blick, der weiß, was er will. In dieser selben Nacht schicktest du ihn zu einer Arbeit und hast insgeheim gehofft, dass er zurück kommen würde mit der Nachricht, dass er den Auftrag nicht erledigen könnte, der Stacheldrahtzaun, der wegen der Epidemie um die Stadt gezogen war, erschien zu hoch, die Wächter hatten vier Augen, und den Fremden, der dir hätte helfen können, war nicht mehr zur Stelle.*

Der Fremde, der dir hätte helfen können, war nicht mehr zur Stelle, wiederholte der Offizier, um diesem Satz einen besonderen Ausdruck zu verleihen, im Wissen, dass er die Frau nicht zum Sprechen bringen wird. Noch nicht.

*Das Herz gab dir einen Schlag, fährt der Offizier weiter fort, als er dir sagte, die Ware, die er besorgen sollte, wäre an einem sicheren Ort, während er dich mit Augen beobachtete, deren Farbe dir ein Rätsel war. Du bist dir nicht klar über das Gefühl, das dich an diesem ersten Tag inspirierte, du weißt nicht, warum du es vor dir verbargst, warum du dies alles stattfinden ließest. Warum? Um bis zum Rest alles zu kontrollieren, musst du nicht abstürzen. Du beauftragst ihn, versicherst dich seiner Information, die Verteilung der Ware, die Rechnung. Das wär's gewesen. Der Tag des höchsten Glücks war für dich, als du seine schwache Stelle entdeckt hast. Das trug sich zu, als du deinen Liebhaber im Turnus besuchtest und der Moment kam, wo du ihm sagtest: Den trete ich dir ab.*

Die Frau bricht ihr Schweigen: *Die Kraft seiner Augen verschwand, die Hände zitterten, die Stimme verlagerte sich zu einem Geflüster in die Kehle.*

Der Offizier lehnt sich zurück. Endlich eine Reaktion. Aber er darf nicht pausieren, er muss den Druck des Verhörs weiter aufrecht halten, bis es der Frau zu viel wird. *Es ist aber nur ein Scherz, sagtest du und legtest einen Arm um seine Schultern, während du ihn ansahst, – als Kind schon eingebildet vom ersten Tag an – ein gewöhnlicher Bursche, in deinem Schatten aufgewachsen, das nahmst du auf dein Konto. Es machte dich glücklich. Es machte dich glücklich zu wissen, dass er dich ausspionierte und während du mit deinem Freund im Turnus – diesmal war es dieser Ausländer - dein Hurenspiel triebst, er in der Tür masturbierte, erregt durch die Schreie der nackten Körper. Du fühltest dich gestärkt in deiner Autorität, du hattest ein Geheimnis zwischen euch beiden, eine schwarze Seite, die nicht ans Licht kommen durfte, vor allem entdecktest du, dass viel von dem, worüber man sich stritt, mit jungen Frauen zusammen hing, die in einigen Fällen mit verwickelt waren. Du entdecktest mit Erstaunen, wie*

*Jünglinge durch Frauen, die noch Mädchen waren, erblühten, wie ihre Stimmen dunkler wurden, wie sich die Haare auf ihrer glatten Haut kräuselte. Sie begannen, sich mit Mädchen zu treffen, eine gebar ein Kind. Eines Nachts ängstigtest du dich, als sie kamen und dir erzählten, dass vier von ihnen in eine Tötlichkeit geraten waren, die dich vor Zorn und Wut zittern ließ. Du sagtest, dass du wohlverwahrt wärst, dass du nichts machen würdest, was sie gegenüber ihrer Gruppe verraten könnte, jeder handelt auf eigene Rechnung. Du verschwandst und bei deiner Rückkehr, warst du erstaunt, sie zwischen denen zu sehen, die dich umringten, im Wissen, dass du niemanden an niemand verraten hattest, dass Pinto es war, der es ersonnen hatte, an TÜREN zu fassen, was zu endgültigen Ergebnissen führte. Du feiertest mit ihnen, du zeigtest dich stolz, du sagtest, dass sie wahre Männer seien, aber du sahst etwas, was du nicht verstandst, etwas, das man mit ihnen sehen musste.*

Ich sage dir, was es war, sagt der Offizier zu ihr. Es war Pinto, der die Pforte des Kulturhauses versperrte.

Es war der Ausländer, antwortet sie. Ich wartete unten bei den Bäumen, neben seinem Fahrrad.

*Der Verhöroffizier fährt mit der Hand durch die Luft, als wische er einen Text von der Tafel. Die Zügel des Geschehens blieben in deinen Händen, die Erde drehte sich weiter um ihre Achse, Pinto lieferte dir die Rechnungen, du kehrtest vom Kulturhaus zurück und schnüffeltest am Jenseits. Die Jugendbande übte Schläge aus, jenseits einer Kontrolle. Sie erzählten dir von einer Untergruppe, deren Mitglieder wie ein Phantasma verschwanden, sie wanderten über das Meer, so dass sie keine Spuren hinterließen. Du verlierst Pinto aus dem Blick, der sich mit den Jugendlichen vereinigte. Verschiedene Nächte besuchten sie den Ort, trafen nur Erschöpfung an, nur die Unruhe, ohne den Kurs zu kennen. Deshalb entscheidest du dich, den Weg zu weisen. Besuchen wir das Haus von Zoila diese Nacht, sagtest du zu Pinto vor allen Leuten. Ich möchte ihre Tochter treffen. Du wusstest, dass er um Veronika herum schlich. Du hast herumgealbert mit Zoila, als sie auf ihn verwies, er sei ein Gockel. Für einen Augenblick glaubtest du, du seist zu weit weg gegangen, etwas Raues hatte das Gesicht des anderen zerfurcht. Sie verabschiedeten sich von den anderen, gingen in die Stille der Straßen, gelangten vor dem Haus. Wie so oft drehte Pinto den Schlüssel in das Schloss – wie er es auch im Kulturhaus gemacht hat – öffnete, verschwand in der TÜR. Du sahst rundherum die Schatten in der Dunkelheit und rochst schon rechtzeitig den Triumph.*

*Du hast die TÜR aufgestoßen*

*und gingst bis zum Zimmer von Veronika, ohne dem Geräusch von Zoila Bedeutung zu geben, die erregt war durch das laute Atem von Pinto, das sich im Haus wie Rauch auflöste. Dass die TÜR zu Veronika offen war, erregte dich auch und mit offenen Augen und gespanntem Körper, geschockt durch das Geräusch der TÜR, als sie sich schloss, errietest du die Silhouette in der Dunkelheit. Für einen Augenblick dachtest du an Pinto, du stelltest dir vor, wie er an der Tür anlehnte, bereit, beim Knarren des Bettes und der Schreie zu masturbieren, für irgend einen Moment zeigte sich der Umriss eines Kopfes, um die Körper zu sehen, und du erinnerst dich mit Lust an die Schatten in der Straße, nimmst die Silhouetten wahr und entdeckst nun, falls du dich anstrengen würdest, dass du fähig wärst, das Gesicht zu erkennen. Ja, als du dich dem Bett näherst, die Beine von Veronika streichelst, bist du fähig, die geduckten Gesichter im Schatten zu sehen, und als du den Schlag in die Brust erhältst, den Stoß, den Fußtritt und dich Angesicht zu Angesicht mit Pinto, weißt du, dass die Muchachos hinter der TÜR sind, dass sie dir Platz machen, dass sie dich heraus stoßen aus ihrer Welt, auf einfache Weise, mit ihrer Ruhe und ihren Blicken.*

Aber zuvor willst du deine Rache für den Verrat von Pinto, dem du vertraut hast. Du nimmst das lange Küchenmesser, das in der Küche zwischen den Ritzen der Bretter des Hauses steckte und zerteiltest aufs Geratewohl das Dunkle in der TÜR, fühltest für einen Augenblick einen Widerstand, der dir beinahe das Messer aus der Hand riss, aber du warst beharrlich, schlossest die Faust um den Griff und kamst ins Weiche, wo es keinen Widerstand mehr gab.

## Die Frau

Auf dem Gesicht der Frau macht sich ein Grinsen breit, das der Offizier als ihren Triumph versteht und ihn für einen Augenblick die Fassung verlieren lässt. Sein ganzes Bemühen, sie mit seinem Verhör in die Enge zu treiben, auf einer hohen Kunststufe der Befragung, auf dem letzten Stand der Psychologie, war umsonst.

Gut, gibt er nach. Uns ist der Tatort abhanden gekommen. Einige Stunden später, nach der Katastrophe mit dem Kulturhaus, ist auch dein Haus abgestürzt, über die Kante in den Fluss, die das Alluvium – oder war es nicht das Diluvium? - Jahrtausende lang aus dem Schotter des Gebirges aufgeschüttet hatte, mitsamt Zoila, Veronika, Pinto.

Das Grinsen im Gesicht der Frau wird breiter.

Wir haben aber einen Beweis in der Hand, einen unbestechlichen.

Ich weiß, sagt die Frau.

Sie fanden diesen Pinto, mit einem Küchenmesser im aufgetriebenen Bauch, einige Kilometer flussabwärts, mit einem gewöhnlichen Küchenmesser in der Brust, zwischen den Rippen. Ein Küchenmesser wie es sie viele gibt, in den fliegenden Ständen der kleinen Händler zu kaufen, bevor ihre Geschäfte wegen der Epidemie geschlossen wurden. Zoila und Veronika haben Sie nicht mehr gefunden. Sie dürften in der Flussmündung von den dort lauenden Krokodilen und Haien gefressen worden sein, wie diese Ehefrau von dem Ausländer.

Sie seufzt tief.

Das Schicksal meint es manchmal gut mit mir. Als Sie das Messer aus dem Leib zogen, bildete sich eine kleine blaue Flamme aus den Leichengasen, die aus dem Körper entwichen, weil Sie unvorsichtigerweise mit ihrer Zigarette zu nahe an den aufgedunsenen Körper geraten waren. Pinto hat sein verdientes Schicksal bekommen. Ich hasste den Mann, der mich gezüchtet hat. Das wäre ein Motiv ihn zu töten. Aber nicht allein ich habe ein Motiv. Als Beauftragter der Staatsanwaltschaft sind Sie verpflichtet, in alle Richtungen zu recherchieren. Dieser Ausländer hatte auch ein Motiv. Pinto hat ihn gesehen, wie er die TÜR des Kulturhauses verschloss, und der Ausländer hat Pinto gesehen und ist ihm gefolgt, als er zur Jugendbande zurückkehrte und mit mir in mein Haus ging, um einen Zeugen zu beseitigen. Er hat gewartet, bis ich aus dem Haus war. Als ich zurückkehrte, war er schon tot. Zoila und Veronika hatten nichts bemerkt. Ich konnte sie nicht mehr eingehend befragen. Das Haus rutschte ab, ich konnte mich retten, die anderen nicht.

Aber es gibt noch mehr Verdächtige.

Sie spricht schnell, aus Angst der ihr gegenüber Sitzende könnte ihr ins Wort fallen. *Einer aus der Gruppe der Jugendbande kann es gewesen sein. Ein Aufrechter, der mich rächen wollte, was Pinto mir angetan hatte. Ein Teil der jungen Männer hatte sich mit eingeschlichen.* Von der Hausfront aus, nicht durch den Eingang, ein Fenster stand offen. *Ich habe ihre Schatten gespürt, wir waren nicht allein, es war eine Menge Menschen in der Nacht im Haus.* Es gab kein Licht, weil das Kulturhaus bei seinem Absturz die elektrischen Leitungen mit sich gerissen hatte. Es entsteht eine längere Pause, in der beide nichts mehr sagen.

Sie können gehen, sagt der Offizier. Es gibt nichts mehr zu sagen.

## Der Offizier

*Die letzten Tage waren Scheiße gewesen, und heute ist der schlimmste von allen.* Am nächsten Tag sollte er das Land verlassen, ohne seine Frau, die als vermisst galt, er hatte sich vorübergehend, während er auf den Tag des Abflugs wartete, in dem Haus eines Freundes eingekuschelt, der die heiße Jahreszeit am Strand von Guadelavaca verbrachte, und *jetzt war er sehr niedergedrückt, weil draußen vor der TÜR ein Mann stand. Die letzten Tage waren schlimm gewesen, und dieser der allerschlimmste, sagte er sich, während er auf die Schritte im Eingang vor der TÜR hörte und das*

Klopfen an die TÜR. Immer sind es die Ein- und Ausgänge, die diese Geschichte bestimmen, vor denen einer steht oder durch sie hindurchgeht, in neue Räume, die sich ihm eröffnen, wie in dem Nitendo-Spiel, das er zum Zeitvertreib mitgenommen hatte. Hinter jeder TÜR konnte das Grauen lauern. *Durch den Vorhang des Fensters aus konnte er sehen, wer vor der TÜR stand, ein bekanntes Gesicht*, es war der Verhöroffizier, der auf irgendeine Weise seine Adresse herausbekommen hatte, was schließlich sein Beruf war, Verdecktes aufzuspüren, obwohl er nirgends sich hatte registrieren lassen, eine Todsünde in diesem Land. Die Lücke von einem undokumentierten Tag kostete die Ausweisung auf Nimmerwiedersehen.

*Himmel auch. Das war ungerecht!*

*Er war müde, er fühlte keine Regung in sich, um ihm zu sagen, wie er die schreckliche Stunde verbracht hatte, den Tag, das Leben, außer dass dieser Offizier vor seiner Tür stand und mit Klopfen Einlass begehrte, die eine Hand in der Hosentasche, lässig, der seine Rechte kennt, der weiß, dass auf sein Klopfen jeder in diesem Land aufmachen wird, es ist nur eine Frage der Zeit, der aber nicht weiß, wie elend und erschöpft sich der andere hinter der TÜR fühlt, die noch geschlossen ist, aber nicht mehr lange. Was für verfluchte Tage und dieser der übelste von allen. Und weil dieser nicht noch schlimmer werden kann, gibt er sich einen Stoß und macht auf.*

Guten Tag, sagt er mit zitternder Stimme und einem ungewissen Gefühl hinter den Zähnen, der sich in die Kehle verlagert. Guten Tag! Was soll er auch anderes sagen.

Es hätten sich einige neue Fragen ergeben, sagt der Offizier, nach der Befragung der Frau. Eine Einsicht in den Computer sei erforderlich. *Die Uhr geht 10 Minuten vor. Er weist auf die große Wanduhr, die im Zimmer steht.*

*Sie hat ein altes Uhrwerk, antwortet er.*

Er zögert. Muss er sich alles gefallen lassen? Das Herumschnüffeln bis in die verborgenen Winkeln seiner Seele? Andererseits. Falls er sich weigert, fallen spätestens bei der Abreise im Airport fünf Experten über ihn her, beurteilen jeden Furz auf den Fotos, jede handschriftliche Bemerkung an den Rändern der Bücher, die er gelesen hatte, stillschweigend, über keine Amtshandlung eine Antwort schuldig, während er hier, in seinen vier Wänden, mit dem Offizier reden kann, einige Erläuterungen geben könnte, die einiges seiner Tätigkeiten in den letzten eineinhalb Monaten in diesem Land aufklären könnten. Er stellt den Computer auf den Tisch und fährt ihn hoch.

*Zuvor muss die Uhr zurück gestellt werden, sagt der Offizier. 10 Minuten zeitlicher Vorsprung geben dem anderen einen uneinholbaren Vorteil.*

*Er klettert auf einen Stuhl und stellt den großen Zeiger zurück.*

Auch im Computer ist die Zeit vorgestellt, bemerkt der Offizier. Stellen Sie sie auf die reale Zeit, damit wir alle Dokumente einsichtig werden.

Ein Vertreter der Relativitätstheorie, denkt er, während er den Auftrag erfüllt. Wer vor der Zeit lebt, kann leicht aus ihr herausfallen. *Bei ihm schlägt sich dies in eine große Müdigkeit nieder, die Müdigkeit legt sich auf seine Augen und Beine, auf seine Arme*, und hielt er nicht den Blick starr auf die Realzeit der Wanduhr, er wäre eingeschlafen trotz der seelischen Anspannung, die das Hantieren des Offiziers am Computer hervorruft.

Er ist ein Fachmann, ein PC-Spezialist, der die Innereien des PCs rasch entschlüsselt, nach den richtigen Dateien forscht, in denen das Interessante abgelegt worden ist, nach der Aktualität des Abgespeicherten und sich nicht in dem

sonstigen Trash verliert, das den PC nicht ohne Grund zugemüllt hat. Er zieht eine Kopie der C-Datei auf seinen USB-Stick mit 12 Gigabyte Volumen, um im Büro den geheimsten Spuren mit mehr Ruhe und mit dem entsprechenden Fachwerkzeug auf die Schliche zu kommen. Sein Trumpf aber ist das neueste Analyseinstrument der Entcodierung, das aus dem Wust von Millionen von Informationen das allein ihn Interessierende herausfischt, entsprechend der Schlüssel-Codes, die er eingibt, die als Überschriften einen ersten Anhalt über den Inhalt abgeben und die je nach dem spezifischen Untersuchungsziel unterschiedlich variiert werden können. Ein Beispiel: Er gibt folgende Stichwörter ein: Revolution, Zivilgesellschaft, Europa, Lateinamerika, Karl Marx, Che Guevara und es erscheinen drei Artikel, die er als Manuskripte im PC hinterlegt hat, um sie in Europa ins Internet zu stellen. Da helfen keine Verwirrspiele der anderen Seite, die in Form von textlichen Übersetzungen von brasilianischen Novelas den Horch- und Guck-Triumphator auf die falsche Spur setzen will. Für ihn, der einen Außenstehenden in seiner eigenen Wohnung dulden muss, der weiterhin starr auf die Wanduhr schaut, ist es entnervend, hin und her gerissen zu werden zwischen dem Augenlid lähmenden Computerhantierens, die in der Monotonie der Arbeit des Offiziers steckt und der inneren ängstlichen Spannung, die die unverständliche Geheimaktion des Offiziers auslöst. Die verfluchte Uhr! Könnte sie nicht ein wenig schneller laufen, um wieder den Zeitvorsprung aufzuholen? Er hätte das alte Laufwerk mit Nähmaschinenöl trimmen sollen. Maschendrahtzaun und Nähmaschinenöl – zwei weitere Stichworte, die zu einer definitiven Spur geführt hätte unter der Auswahl von einer Million. Aber einer solche Anstrengung bedarf es nicht mehr. Der Offizier schaut fassungslos auf den Bildschirm des Computers, der sich plötzlich verdunkelt hat. Die Batterie ist leer, der Experte hat vergessen, den PC mit der Steckdose zu verbinden. Das Stromkabel muss her! Er kramt es aus dem Rucksack, er hält das Kabel in der Hand und blickt entgeistert auf den europäischen Stecker und die kubanischen Steckdosen im Haus. Der Adapter ist in dem Haus seiner Frau geblieben. Operiert so ein Geheimdienst-Experte?

*Heute und in Zukunft wird das nichts mehr, sagt der Offizier, nicht unfreundlich, wenn man die Peinlichkeit der Situation bedenkt. Er blickt auf die Standuhr. Ich muss in mein Amt, es wird Zeit. Er geht zur TÜR und gibt ihm die Hand. Eine gute Reise wünsche ich Ihnen, mit einem Lächeln auf den Lippen.*

Am letzten Abend auf dieser Insel besucht er die Bar in der Innenstadt, nachdem er Kassensturz gemacht hat. Es reicht für mehrere Drinks, für die 14 Dollar Taxi und die 25 Dollar Flughafengebühren, dazu eine Reserve von 30 Dollar für Unvorhergesehenes. So hat er es immer gehalten und so hält er es nun. Wochenlang hat er sich abtinent halten müssen, weil seine aufgesprungenen Lippen den Schmerz des Alkohols nicht vertragen. In der Bar gibt es einen doppelten Gin für 70 Cent, einen Ballentine-Whisky für 1.10 Dollar, einen weißen Rum für 30 Cent. Die Preise allein wären eine Reise wert. Er darf nicht an seine Frau denken, ansonsten plündert er die Reserve. Am nächsten Tag übergibt er den Hausschlüssel der Putzfrau, schreibt seinem Freund einen Dankensbrief für die Wohnung und nimmt die Taxi. In der Abflughalle haben sich schon drei Schlangen vor den Condor-Schaltern gebildet, mit Touristen, die sich über ihre Hotels austauschen. Zum ersten Mal hört er wieder seit langem seine Muttersprache und weiß nicht, ob er sich freuen soll. Eine Frau eilt die verschiedenen Schlangen entlang, als suche sie jemanden. Vor ihm bleibt sie stehen und sagt atemlos:

Du musst mir 25 Dollar geben, sonst kann ich nicht mit dir zurückfliegen

Gerd Elvers  
Mayari, Kuba, Juli 2013

